

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 17

Artikel: Das fremde Gesicht [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das FREMDE Gesicht

18. Fortsetzung

ROMAN VON CAREN

„Ausgeschlossen!“ Die Kundin machte eine gereizte Bewegung. „Es war hell genug. Er stand an der Haltestelle Rathausbrücke, direkt unter der Laterne, mit dem Rücken gegen mich. Ich wäre vielleicht gar nicht auf ihn aufmerksam geworden, wenn ich ihn nicht hätte pfeifen hören, und genau so durch die Zähne, wissen Sie, und ein bisschen falsch — immer um einen Viertelton daneben. Und dabei schlug er mit seinem Spazierstock im Takt gegen den Randstein — so: tamtamtaratata, tamtamtara... Im Schlaf könnte ich es nachmachen, so deutlich habe ich das noch im Ohr.“

Frau Schnäbeli wiegte bedächtig den Kopf.

„Das sind so Angewohnheiten, die haben viele.“

Das Mädchen liess sie nicht zu Wort kommen, Fast zornig beharrte sie auf ihrer Behauptung.

„Unsinn, ich kenne doch Richards Pfeifen! Und der Mensch sah ihm ja auch zum Verwechseln ähnlich. Dieselbe Gestalt, der Gang, die Bewegung — alles! Auch die Art, wie er immer die linke Schulter ein bisschen hängen liess — unverkennbar!

„Hm...“ Die Schnäbeli pickte nachdenklich die Brotkrümel von der Wachstuchdecke. „Und was war dann?“

„Dann — —?“ Ina Lenk holte mühsam Atem und strich sich mit schlafwandlerischer Gebärde eine hereingefallene Haarsträhne hintern Ohr. „Ja — dann geschah das Merkwürdigste — das beinahe Gespenstische. Im ersten Schreck ruf ich ihn an. Rix — entföhrt es mir unwillkürlich. Hätte ich noch Richard gerufen — Richard heissen viele. Aber Rix — so habe nur ich ihn genannt. Und trotzdem — der Mensch zuckte zusammen, als hätte man ihm ein Messer in den Rücken gerannt. Es reisst ihn förmlich herum und — ich will schon auf ihn stürzen — da schaut mich ein fremdes Gesicht an. Ein vollständig fremdes Gesicht!“

„Also doch ein Irrtum?“

„Ja und nein — ich weiss nicht. Es ist zum Verrücktwerden!“ Ina schleuderte ihren Stuhl zurück und lief wie ein in die Enge getriebenes Tier in der Küche auf und ab. „Wenn er es nicht war, warum erschrickt er dann so bei meinem Anruf und starrt mich an wie ein Gespenst? Und warum muss er dann in den nächstbesten freien Taxi springen und auf und davon fahren — warum?“ Sie rang verzweifelt die Hände. „Ach, wäre ich ihm nur gleich nachgefahren oder hätte ich mir wenigstens die Adresse gemerkt, die er dem Chauffeur zugerufen hat! Aber ich war ja wie gelähmt...“

Sie liess sich wieder an der Schmalseite des Tisches nieder und presste beide Handflächen gegen die schmerzenden Schläfen. Das Licht der Hängelampe fiel auf ihren blonden Scheitel, der hell und seidig schimmerte wie der eines ganz jungen Mädchens. Aber das Gesicht war das Gesicht eines verblühten Weibes — mit schmalem Mund und einer fremden Härte um die Nasenflügel.

Frau Schnäbeli betrachtete die Kundin scheu von der Seite. Sie glaubte kein Wort von dieser mysteriösen Geschichte. Wahrscheinlich Einbildung, das Ganze, oder eine Halluzination. Wenn man, wie diese Lenk, seit sechs Jahren Tag und Nacht nichts anderes im Kopfe hatte als den verschollenen Geliebten, dann war es schliesslich kein Wunder, wenn er ihr einmal leibhaftig erschien. Es galt

Frau Schnäbeli für ausgemacht, dass das Verschwinden Richard Stubensands mit ganz normalen Dingen zusammenhangt und nicht, wie Ina Lenk sich hartnäckig einbildet, mit irgendwelchen rätselhaften oder gar blutigen Geheimnissen. Ein junger Mensch, der sein Ingenieurdiplom in der Tasche hatte und sich von einer armen, kleinen Kunstmalerin ernähren liess — der war schon einer von der rechten Sorte! Und obendrein im Zeichen „Fische“ geboren, also schon von Haus aus ein treuloser Charakter — na, da war es wahrhaftig kein Kunststück, sich den Rest zusammzureimen...!

Aber der Lenk durfte man mit sowas nicht kommen. Die glaubte felsenfest an die Treue ihres Burschen und trug immer noch seinen Verlobungsring am Finger. Armes, dummes Ding! Vielleicht war es besser für sie, man liess ihr den Glauben, sonst verlor sie am Ende wirklich noch den Verstand. Und ausserdem durfte man sich auch nicht die gute Kundschaft verscherzen. Wenn man solchen Mädchen allzu viel widersprach, dann blieben sie weg und liefen zwei Straßen weiter zur Konkurrenz...

Frau Angelika Schnäbeli räusperte sich dezent.

„Ein seltener Fall“, nickte sie tiefsinzig, „aber vielleicht kommen wir dem Rätsel auf okkultem Wege auf die Spur. Nur Geduld, Fräulein.“ Sie holte vom Bordbrett einen Band der „Ephemeriden“ und blätterte eine Weile schweigend darin herum. Dann wandte sie sich wieder an die Kundin. „Wann war es doch gleich, dass Sie damals in Amsterdam Ihren Verlobten zum letztenmal gesehen haben? Das Monatsdatum meine ich.“

Ina Lenk nannte mit klangloser Stimme den zwanzigsten August, jenen letzten Tag ihres Glückes. Heute noch, wenn sie daran zurückdachte, erschien ihr alles so unfasslich wie nur je. Richard Stubensand war wie immer gewesen an jenem Abend — ein bisschen zerstreut vielleicht, aber lieb und vergnügt wie sonst. Gegen zehn Uhr war er gegangen, mit einem Abschiedskuss und dem üblichen „auf morgen!“ Aber es hatte kein Morgen mehr gegeben und auch kein Uebermorgen. Nie — niemals war er wiedergekommen... Sie hätte an einen Unglücksfall geglaubt oder an ein Verbrechen, wenn nicht dieser kleine Zettel gewesen wäre, den sie ein paar Tage später in ihrem Briefkasten gefunden hatte. Blos ein paar Worte, die sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gegraben haben: „Liebe Ina, ich muss Dich verlassen. Du wirst mich nie mehr wiedersehen. Frage nicht warum. Werde so glücklich, wie Du es verdienst und denk nicht schlecht von Deinem Rix.“ Kein Datum, kein Poststempel. Nichts als die paar armseligen Zeilen, die keine Erklärung gaben, keinen Trost, und ihr gemartertes Herz in nur noch tiefere Verwirrung stürzten...

„Hören Sie, Fräulein Lenk“, schreckte die Stimme der Schnäbeli sie aus ihrer Versunkenheit, „ich will Ihnen mal was im Vertrauen sagen. Das mit dem ‚fremden Gesicht‘ — wie Sie sagen — das könnte schon seine Richtigkeit haben.“ Sie faltete die rundlichen Hände über dem Planetenbuch und ihr wohlgenährtes Gesicht bekam einen beinahe transzendentalen Ausdruck. „Haben Sie schon einmal etwas von ‚unreinen Geistern‘ gehört, von sogenannten Dämonen, die im Tod oder im Schlaf in einen fremden Körper kriechen? Vielleicht ist es so etwas. Vielleicht ist Ihr Bräutigam von so einem Dämon besessen, und sein Gesicht hat sich darum so verändert, weil es von dem Dämon entstellt ist.“

„Meinen Sie“, flüsterte Ina atemlos.

Wenn Beck, dann Casino!

„Hm — könnte schon sein... Erst kürzlich habe ich in einer okkulten Zeitschrift eine ganz tolle Geschichte gelesen — aus Indien oder wo. Von zwei Geköpften, die ein Fakir wieder zum Leben erweckt und ihnen dabei die verkehrten Köpfe aufsetzt. Eklig — wie? Aber sowas kann vorkommen. Na, keine Angst, Fräulein — das war ja in Indien“, fügte sie beschwichtigend hinzu, als sie es in Inas Zügen gefährlich zucken sah. „Und überhaupt...“ Die Sibylle stocherte sich mit ihrem langen Bleistift tiefssinnig unterm Haar herum.

„Es könnte ja überhaupt nur sein Aetherleib gewesen sein, den Sie vorhin gesehen haben. Vielleicht war er in Lebensgefahr und ist Ihnen deshalb erschienen. Leicht möglich, er ist ja zur Zeit sehr schlecht aspektiert. Ende

September ist sein Aszendent rückläufig geworden und jetzt im Oktober hat er wieder eine schwere Quadratur im Horoskop. Wäre schon möglich, dass ihm da etwas Schlimmes zustösst. Vielleicht zeigt er sich Ihnen dann wieder.“

„Wann denn — sagen Sie doch!“ Die blassgrauen Augen des Mädchens weiteten sich vor Spannung. Frau Schnäbeli geriet unter dem fieberhaft bohrenden Blick der Kundin ein wenig aus dem Konzept.

„Das — ja, das kann ich natürlich so auf den Tag nicht sagen“, stotterte sie verlegen. „Das verschiebt sich manchmal.“ Sie fing wieder an, in ihrem Planetenbuch zu blättern. „So um den fünfzehnten herum, denke ich. Da haben wir eine doppelte Opposition von Mars und Venus...“

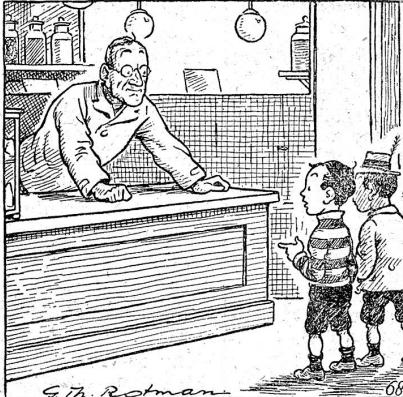
„Und dann werde ich ihn wiedersehen?“

Peter Plüscher und Hans Joppe erleben Abenteuer

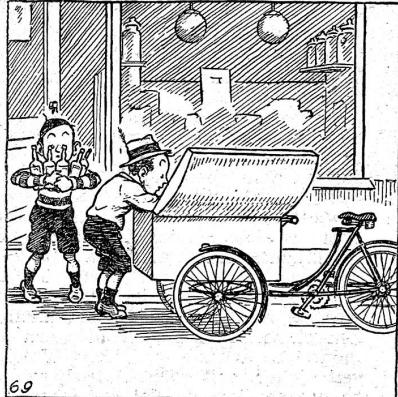
von G. Th. Rotman
(Nachdruck verboten)
11. Fortsetzung



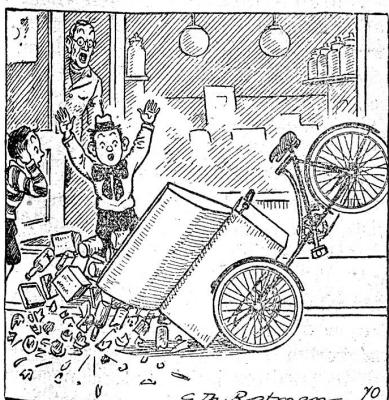
67. Unsere beiden Freunde ruhten sich nun noch ein halbes Stündchen auf dem Segel aus, worauf sie die Fussreise fortsetzen. Tief in der Nacht kamen sie nach Hause. So froh waren die Eltern, ihre verlorenen Söhnen wiederzusehen, dass diese nicht einmal Rüffel bekamen. Zwei Tage später spazierten sie wieder zusammen. Das Reisen hatten sie sich immer noch nicht aus dem Kopf geschlagen. Wir müssen uns zuerst das Reisegeld verdienen! sagte Peter.



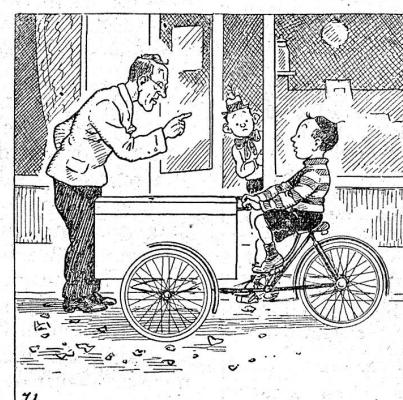
68. Kaum hatte er's gesagt, so kamen sie an einem Kolonialwarenladen vorüber, wo in der Auslage ein Zettel hing mit der Aufschrift: «Zwei tüchtige Lehrlinge gesucht». Hans und Peter hinein! «Nun, ihr scheint mir wohl etwas klein!» sagte der Ladenbesitzer. «Ach, das scheint nur so, weil wir beide die englische Krankheit gehabt haben!» erwiderte Hans, «wir sind aber sehr tüchtig! Nun, dann wollte es der Kolonialwarenhändler 'mal mit ihnen probieren.



69. Das erste, womit sie beauftragt wurden, war: das Dreirad mit abzuliefern Waren vollzuladen. Voll Eifer machten sie sich an die Arbeit. Während Hans Biskuitdosen, Honigkuchen und mehr solche Delikatessen im Dreirad aufstapelte, trug Peterchen ganze Arme voll Flaschen Limonade, Johannisbeersaft und Wein herbei. Leider verstanden sie sich aber auf die Befrachtung eines Dreirades noch nicht allzu gut...



70. Sie luden nämlich alles viel zu viel auf den Vorderteil des Dreirads, während hinten noch gar nichts stand. Die Folgen kapiert ihr schon: das Wägelchen wurde bald kipplich und plötzlich kippte es gänzlich nach vorn um. Die herrlichen Flaschen Wein, Johannisbeersaft und Limonade zerschmetterten auf dem Pflaster und die Scherben stoben nach allen Seiten.



71. Der Kolonialwarenhändler war wütend. «Wenn das so fortgeht, steht ihr am Abend schon auf der Strasse!» rief er aus. Aber gut, er wollte noch einmal mit ihnen einen Versuch machen. Die Flaschen wurden durch neue ersetzt, das Dreirad etwas besser geladen und bald fuhr Peter mit dem Dreirad davon, um die Waren abzuliefern. Neidisch blickte ihm der Hans nach. «Warum darf ich nicht mit dem Dreirad fahren?» fragte er.



72. «Ein anderermal!» erwiderte ihm der Prinzipal. «Für dich habe ich diesmal andere Arbeit». Er packte Waren in einen grossen Korb, hängte ihn dem Hans über den Arm und gab ihm einen Zettel mit den Adressen, wo die Waren abzuliefern waren. Junge, Junge, wie der Korb schwer war! Hans aber wollte tapfer sein; fröhlich dahinpeifend schritt er einher. Wenn er nun dem Peter mal begegnete!

Inas Blick bekam etwas Flackerndes, das die Schnäbeli zur Vorsicht mahnte.

„Das will ich nicht direkt behaupten, Fräulein. Ich sage blos, wenn es vielleicht sein Aetherleib war, den Sie gesehen haben, und wenn er die Gabe besitzt, Ihnen in Augenblicken der Gefahr zu erscheinen, dann vielleicht... Aber dann müssen Sie sich in acht nehmen, Fräulein, ihn ja nicht anrufen oder gar anfassen, verstanden? Das ist sehr gefährlich — auch für Sie. Es könnte auf der Stelle Ihr Tod sein.“

Ina Lenk machte eine wegwerfende Bewegung, die besagen wollte, dass der Tod kein Schreckmittel für sie sei.

„Wenn es aber nicht bloss sein Aetherleib gewesen ist“, forschte sie mit verhaltenem Atem weiter, „wenn er es selber war, den ich gesehen habe? ... Das mit dem ‚Dämon‘ — das kann schon stimmen. Es muss ein Dämon sein, der ihn so verwandelt hat, auch innerlich. Der ihn gezwungen hat, mich sitzen zu lassen und spurlos zu verschwinden. Ein böser Dämon — ja.“

Sie befeuchtete mit der Zungenspitze ihre trockenen Lippen.

„Aber kann man denn gar nichts tun, damit der Dämon ihn wieder verlässt? Damit er wieder wird, der er war, und zu mir zurückkehrt. Gibt es denn dafür gar kein Mittel?“

Ina beugte sich über den Tisch ganz nah zu der Beraterin vor und legte ihr eine vor Aufregung feuchte Hand auf den Arm. „Hören Sie, liebste Frau Schnäbeli, ich würde es mich gern etwas kosten lassen. Ich mache jetzt Lampenschirme, ich verdiene ganz gut. Die Okkultisten haben doch ihre bestimmten Methoden, mit denen sie die unreinen Geister austreiben, nicht? Ach, Frau Schnäbeli, wenn Sie mir nur helfen könnten — mir und ihm! Wenn Sie ihn mir wieder zurückrufen könnten, so, wie er war, mit seinem alten, lieben Gesicht! Oder schlägt das nicht in Ihr Fach? Verstehen Sie sich nicht auf schwarze und weisse Magie? Dann müsste ich...“

Frau Schnäbeli richtete sich mit leicht gekränkter Miene in ihrem Stuhl auf. „Was denken Sie, Fräulein Lenk! Ich sollte mich nicht auf Magie verstehen, wo ich mich doch schon damit abgegeben habe, kaum, dass ich aus der Schule war! Meinen eigenen Mann — Gott hab ihn selig — habe ich mir auf diese Weise ergattert, jawohl. Er hatte zuerst eine andere, die ihn nicht aus den Fängen lassen wollte. Und da habe ich Tag und Nacht mit dem Pendel dagesessen, mit dem Siderischen Pendel, wissen Sie — wochenlang. Bis ich ihn mir hergependelt hatté.“

„Ja, wirklich?“ Eine fahle Röte flackerte über Inas verhärmtes Altmädchen gesicht. „Dann könnten Sie also — dann könnten Sie mir doch meinen Richard herpendeln, nicht? Ach, liebste Frau Schnäbeli, Sie müssen mir helfen. Sie sind meine letzte Hoffnung. Auf welche Art Sie es machen, ist mir gleich. Aber schaffen Sie mir meinen Richard wieder her, so bald wie nur möglich. Sonst komme ich ganz um den Verstand.“

Die Schnäbeli wetzte unruhig auf ihrem Sessel hin und her. Sie merkte, dass ihre Klientin nicht weit von einem Nervenanfall war, und bekam es mit der Angst. Vorsichtig befreite sie ihren Arm von Inas umklammernden Händen und griff nach dem Wasserkrug, der noch von der Mahlzeit her auf dem Tisch stand. „Nur ruhig, Fräuleinchen, nur nicht den Kopf verlieren“, mahnte sie beschwichtigend. „Trinken Sie erst mal einen Schluck Wasser — so. Ich will Ihnen ja sehr gern helfen. Ich setze mich gern jeden Abend eine Stunde mit dem Pendel für Sie hin. Aber das sage ich Ihnen gleich: Geduld müssen Sie haben. So was kann Wochen und Monate dauern, je nachdem der Herr für das Magische empfänglich ist. Und es ist auch eine grosse Anstrengung für mich, können Sie sich denken, immer sitzen und sich konzentrieren.“

Die Astrologin machte eine vielsagende Pause und pickte wieder mit dem Zeigefinger die Brotkrümel auf. Ina Lenk verstand. Sie war allzu vertraut mit diesen Kreisen, um nicht zu wissen, dass auch der entmaterialisierte Geist noch zuweilen den profanen Bedürfnissen der Materie unterworfen ist.

„Aber natürlich, Frau Schnäbeli“, beeilte sie sich zu versichern. „Sagen Sie mir nur dann, was ich Ihnen schuldig bin. Wie gesagt, ich lasse es mich gern etwas kosten. Und ich habe Aufträge genug, ich kann es schon schaffen.“

Frau Schnäbeli zog mit einer stummen Gebärde einen Schlussstrich unter Inas materielle Erwägungen. Dann fragte sie das Mädchen, ob sie zufällig eine Photographe ihres Verlobten bei sich habe. (Fortsetzung folgt)

JAVAS ESSBARE VOGELNESTER UND DER KRIEG

Zu den vielen Merkwürdigkeiten des weiten Niederländisch-Indischen Kolonialreiches gehören auch die Salanganen, unsren Schwalben ähnliche und diesen nahe verwandte Vögel, welche in oft unzählbaren Scharren die Höhlen der Kalkgebiete Javas und anderer Sundainseln bewohnen, wo sie ihre kleinen an die Höhlenwände festigten Nester bauen. Der Baustoff dazu besteht, wie verlässliche neuere Beobachtungen erwiesen haben, aus ihrem zähen schleimartigen Speichel, welcher an der Luft zu einer weisslichen oder bräunlichen Masse erhärtet.

Diese Nester nun bilden eine Delikatesse der in vielen Dingen so sonderbaren chinesischen Küche und werden, in Hühner- oder Hammelbrühe gekocht, von den chinesischen Feinschmeckern allen andern Gau menreizen vorgezogen. Kein Wunder, dass auf Java seit jeher mit diesen essbaren Vogelnestern ein schwunghafter Handel getrieben wurde. Schon vor hundert Jahren machte der berühmte Javareisende Junghahn darüber interessante Angaben. Nach ihm beginnt die Ernte dieser Nester, wenn die Mehrzahl derselben Junge enthält, die bereits Stoppeln tragen. Bis zu diesem Zeitpunkte begeben sich einige Pflücker jeden Tag in die Höhle, um nachzusehen, in welchem Zustande die Nester mit ihrem Inhalte sich befinden. Dienenjenen, in welchen Junge mit keimenden Federn liegen, sind die besten und bilden Ware erster, die Nester mit noch ganz nackten Jungen solche zweiter und die Nester mit Eiern endlich solcher dritter Güte. Nester mit flüggen Jungen sind schwarz und unbrauchbar. Von der ungeheuren Anzahl solcher Vögel macht man sich einen Begriff, wenn man von diesem Reisenden erfährt, dass allein sechs Nisthöhlen jährlich an die 500 000 Nester lieferten. Schon damals muss der Handel damit sehr einträglich gewesen sein; denn für ein Pikul (zirka 60 kg) bezahlten die chinesischen Aufkäufer 4—5000 Gulden, wobei auf ein Pikul etwa 6000 Nester gehen. Die Salanganen nehmen indessen auch künstliche Bruträume an, wenn diese, wie Estriche zum Beispiel, nur genügend dunkel sind. So ist es kein Wunder, wenn die Eingeborenen in den Gegenden, wo diese Vögel besonders zahlreich sind, ihnen künstliche Wohnstätten verschaffen und selbst bereits bewohnte Hütten zu eigentlichen Vogelhäusern umbauen; denn noch im Jahre 1933 wurden für ein Pikul 2500—3000 Gulden bezahlt! Auch der Fiskus liess sich diese Einnahmemequelle keineswegs entgehen und verpachtete im Jahre 1929 eine solche Vogelnestgrotte für jährlich 12 000 Gulden.

Doch wie so vielem andern machte auch hier der Krieg einen Strich durch die Rechnung. Nach dem Ausbruch der japanisch-chinesischen Feindseligkeiten sank der Export nach China, die Preise fielen daher stark und das Sammeln lohnte sich nicht mehr. Und heute, wo der Krieg sich auf das ganze Ostasien ausgedehnt hat, ist dieser Handel zum Stillstand gekommen. Die Chinesen müssen vorerhand auf ihren Leckerbissen verzichten und die Salanganen können bis auf weiteres wieder ungestört ihrem Brutgeschäft nachgehen.